

Caroline L Jensen

**Frau
Bengtsson
geht
zum
Teufel**

Roman

Aus dem Schwedischen
von Frank Zuber

Droemer

Die schwedische Originalausgabe erschien 2010
unter dem Titel »Fru Bengtssons andliga uppvaknande«
bei Ord Text Mening, Höllviken.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de

((FSC-Logo))

© 2010 Caroline L Jensen
Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2013 Droemer Paperback
Ein Unternehmen der Droemerschen Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Maria Hochsieder
Umschlaggestaltung: xxxxxxxxxxxxxxxxxxxx
Umschlagabbildung: xxxxxxxxxxxxxxxx
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: xxxxxxxxxxxxxxxx
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-22639-1

2 4 5 3 1

((WIDMUNG))

Für meinen Magnus.

Den lustigsten Menschen, den ich kenne.

„Herrgott!“

Der Allmächtige seufzte zufrieden und betrachtete die DNA-Kette, die er gerade geflochten hatte. „Das wird ihnen Rätsel aufgeben“, kicherte er und wandte sich dem Engel zu, der aufgeregt hereingestürzt kam. „Was ist los, Nr. 1?“

Den Engel überlief ein wohliger Schauer. Nr. 1. Dieser Kosename machte ihn zu etwas Besonderem.

„Es ist schon wieder diese Frau Bengtsson. Sie plant etwas höchst Gotteslästerliches. Sie ...“

„Ich weiß sehr wohl“, unterbrach ihn Gott, „was die kleine Frau Bengtsson plant.“ Der Engel erwartete den üblichen Sermon über die Einführung des freien Willens, wie der Herr sie bereute und wie oft er erwog, ihn wieder abzuschaffen, aber nichts dergleichen kam.

„Sei so nett und gib mir die C14-Kanüle“, sagte er nur und vertiefte sich wieder in seine neueste Schöpfung. „Ich glaube, das wird ein Fossil.“

Der Engel tat wie geheißen und begnügte sich mit dieser Antwort; sie konnte nur bedeuten, dass Gott ebenfalls einen Plan hatte.

TEIL EINS

Zwischen zwei Dienstagen

Zu ihrem großen Verdruss war der Tag, an dem Frau Bengtsson starb, ein stinknormaler Tag.

Sie hatte weder das Rauchen ganz aufgegeben noch die Welt gerettet, noch irgendwelche Erfindungen gemacht, die der Menschheit das Leben erleichterten. Nicht einmal großartig gesündigt hatte sie an jenem Tag.

Ohne dass irgendetwas von Bedeutung geschehen wäre, ging Frau Bengtsson von dannen.

Ihr Mann, Herr Bengtsson, behauptete freilich noch lange danach, dass sie überhaupt nicht gestorben sei, und ob sie sich jetzt bitte abregen könne, damit er in Ruhe Zeitung lesen könne?

„Warum fällt es dir so schwer, mir aktiv zuzuhören, Liebling? Ich könnte genauso gut hier stehen und sagen, dass ich dich heute Abend verlasse, und du würdest kaum von deinen Sportseiten aufblicken, stimmt's?“ Im Grunde erwartete sie keine Antwort. Sie stand im Flur, musterte ihr Spiegelbild und redete um die Ecke in Richtung Wohnzimmer. Man konnte denken, dass sie sich kaum selbst zuhörte.

Gestorben, das war sie am Dienstag.

Herr Bengtsson, der fand, dass seine Frau ungefähr seit dem Jahrtausendwechsel nichts Weltbewegendes mehr gesagt hatte, antwortete mit einem routinierten „M-hm“. Es sollte klingen, als würde er sich mit ihr unterhalten, während er geistesabwesend in der Freitagsbeilage blätterte. Wahrscheinlich war es wieder eine ihrer fixen Ideen: Kunstmalerei, Keramik, Kalligraphie. Merkwürdig, dass sie alle mit K begannen. Sogar auf dieses Thema traf es zu.

Sie dachte an Kosmetika.

Frau Bengtsson nahm eine Pinzette und rupfte mit geübter Hand die kleinen Stoppel zwischen den Augenbrauen aus.

„Liebling?“

„Mmm?“

„Wenn ich nicht zurück zu den Lebenden gekommen wäre, hättest du dich darum gekümmert, dass der Bestattungsunternehmer mich so schminkt, wie ich es selbst tue? Sorgfältig?“

„Natürlich.“

Das Thema war ihr wichtig, und auch wenn Herr Bengtsson es nicht merkte, wusste seine Frau sehr wohl, wann er ihr zuhörte und wann nicht. Bloß spielte es meist keine Rolle. Meist reichte ihr sein m-hm und aha, weil sie mehr mit sich selbst redete. Heute jedoch nicht!

Sie wühlte in ihrem rosa Necessaire, dann ging sie mit einer Handvoll Schminke ins Wohnzimmer und setzte sich auf seinen Schoß.

„Hör zu, Liebling, das ist wichtig für mich. Schau!“ Unter ihrem Gewicht war seine Zeitung hoffnungslos zerknittert. Natürlich liebte er seine Frau noch immer, auf eine ausgeglichene und vernünftige Weise, also seufzte Herr Bengtsson tief und hörte zu.

„Hier“, sagte sie und zeigte ihm einen braunen, mit einem goldenen Ornament verzierten zylinderförmigen Gegenstand, „ist der Lippenstift, den ich immer zu Partys auftrage oder wenn du von der Arbeit kommst und ich besonders auf dich gewartet habe.“

Er lachte und legte die Arme um ihre Beine; in dem Fall wusste er, welchen sie meinte ... den rosafarbenen wahrscheinlich. Den mit den glitzernden Körnchen, der ihre Lippen feucht und füllig aussehen ließ. Lebensgefährlich. Wenn sie ihn auftrug, erinnerte sie ihn an eine mystische Urlaubsliebe aus dem Osten. Leider hatte sie keine Ahnung von der poetischen Ader ihres Ehemannes. Er war gelinde gesagt nicht der Beste im Vermitteln solcher Dinge.

„Mmm, dein sexy Lippenstift“, sagte er, küsste die Hand, in der sie ihn hielt, und spürte, dass es gar nicht so dumm gewesen wäre, wenn sie ihn in diesem Moment aufgetragen hätte.

Frau Bengtsson war entsetzt.

„Bist du total verrückt? Hier sitze ich und versuche, ernsthaft über mein Begräbnis zu reden, falls ich vor dir sterbe, und du willst Sex!? Du bist unmöglich!“

Bei diesem Ton brauchte er sich keine Hoffnung zu machen.

„Entschuldige“, sagte er verzagt. „Sprich weiter.“

„Ja, also: Ich würde vor Scham sterben, äh ...“ Sie kicherte. „Ich meine natürlich, mein Geist würde vor Scham in Ohnmacht fallen, wenn ich im Sarg läge und so ein Bestattungsunternehmer mir nuttiges Rot oder, Gott bewahre, Orange auftragen würde. Du sollst dafür sorgen, dass sie meine Schminke benutzen und keine Billigschmiere für Leichen. Wenn du mich überlebst. Schau hier, mein Mascara ...“ Seine Aufmerksamkeit ließ bereits deutlich nach.

Das war an sich nichts Neues. Neunzehn Jahre waren sie nun verheiratet, und sie musste immer noch aufschreiben, welches Parfüm er ihr schenken sollte, und das, obwohl sie sich seit ihrer Jugend immer dieselbe Marke wünschte. Eigentlich seltsam, dass er den Namen nicht behalten konnte, wo er doch immer eine Bemerkung darüber fallen ließ, wie teuer das Zeug sei.

Neunzehn Jahre Ehe, und neunzehn Jahre alt bei der Hochzeit. Ja, so jung war sie gewesen, als sie durch einen Schleier auf ihren schicken Bräutigam geschaut hatte. Beim Einzug in die Kirche war sie sich wie unter einem Moskitonetz vorgekommen.

Nächstes Mal wähle ich einen feinmaschigen Schleier, damit nicht alles so kariert aussieht, dachte sie, als sie vor den Altar traten. Dann sah sie Jesus am Kreuz, und plötzlich wurde ihr klar, was sie da gedacht hatte. Was soll das heißen, nächstes Mal?

Dann musste sie an Freud denken, und ehe sie sich versah, entspann sich eine lange Gedankenkette von der Art, wie man sie

oft kurz vorm Einschlafen hatte. Manche Kettenglieder waren straff und logisch verbunden, andere eher ausgeleiert, mit großen Zwischenräumen. Und doch hing alles zusammen. Nun aber musste sie solche Unglücksgedanken von sich schieben und klar denken!

Klar wie die glanzlackierten Jesusstatuen in der Kirche. Sie sahen ziemlich künstlich aus, ungefähr wie ihr Nagellack, um ehrlich zu sein. Zum Glück hatte sie die Zehennägel nicht lackiert, das hätte ihre Füße verunstaltet, die in den engen Satinschuhen nach Luft und Bewegungsfreiheit schrien. Ja, auch dieser verdammte Schleier aus steifem Moskitonetz war wie ein Gefängnis. Sie schwitzte.

Dann hörte sie plötzlich Worte über die Liebe, die alles vergibt und nichts verlangt. Und weil sie so jung war, dass sie die schönen, aber verbrauchten Bibelse, die auf jeder Hochzeit vorgelesen werden, noch nicht satthatte, rührten sie an ihr Herz, und sie dachte: Genau so ist es. Und sie war glücklich, den Mann zu heiraten, der dieses Gefühl möglich machte.

Und wie es sich gehörte, ignorierte sie die eingequetschten Zehen während der restlichen Zeremonie, die übrigens so schön war, dass viele Leute weinten.

„Weißt du, Liebling, ich schreibe das lieber auf. Wo sind unsere Testamente?“

„Aber ... Das willst du doch nicht etwa da reinschreiben?“ Er wand sich unter ihrem Gewicht.

„Doch. Ich möchte einen ausführlichen Anhang zu meinem Testament verfassen. Welche Kosmetikartikel und wie viel davon. Man will doch nicht wie ein Clown aussehen, wenn man im Sarg liegt. Oder wie eine Leiche. Wo sind sie?“

„Im Archivschrank im Büro. Obere Schublade, unter >Privat<“, antwortete Herr Bengtsson, der in all den Jahren gelernt hatte, dass es sinnlos war, seine liebe Ehefrau von etwas abzubringen, das sie sich vorgenommen hatte. „Aber dir ist hoffentlich klar,

dass du diese Papiere nicht einfach so verändern kannst. Sie sind beglaubigt und datiert, und wenn du was Neues reinschreibst, dann gilt das nicht, Liebling. Vielleicht solltest du ..."

Sie unterbrach ihn ungeduldig. „Natürlich schreib ich nichts rein. Es kommt auf ein eigenes Blatt, das lassen wir ebenfalls beglaubigen und heften es als Anlage dazu. Ganz einfach!“

In ihrem Eifer machte sie den Fehler aufzustehen und befreite die Zeitung von ihrem Gewicht. Schnell nahm das Blatt wieder Form an, und die Antworten ihres Mannes reduzierten sich erneut auf das übliche „Mmm“. Irgendwo im Hinterkopf registrierte er, dass die rosa Pantoffeln seiner Frau sich klappernd von seinem Sessel entfernten, dann versank er in der Welt seiner Tabellen. Die Pantoffeln hatten mit Satin bezogene Keilabsätze und rosa Quasten, und obwohl sie wusste, wie klischeehaft dies für eine Hausfrau war, liebte Frau Bengtsson sie heiß und innig. Wenn sie mitten in der Woche nachmittags darin herumlief, fühlte sie sich schick und amerikanisch. Und in Frau Bengtssons Welt war amerikanisch dasselbe wie perfekt.

Sie waren ihr Statussymbol, und mit ihnen konnte sie ohne schlechtes Gewissen ein Glas Wein aus dem Karton zapfen, bevor sie das Abendessen zubereitete. Wer solche Pantoffeln trug, war dazu beinahe verpflichtet.

An diesem Freitagabend jedoch wurde dem Testament keine Anlage beigelegt.

Freilich hatte Frau Bengtsson ein leeres DIN-A4-Blatt geholt, einen Stift gespitzt und sich an den Küchentisch gesetzt, um die Nachwelt zu instruieren, wie man sie nach ihrem Fortgang schminken sollte, aber dann konnte sie sich nicht entscheiden, wie sie beginnen sollte. „Bekanntgabe“ klang viel zu unpersönlich für eine so intime Sache, und „Hallo“ war einfach nur dumm. Schließlich kreuzte sie die Füße unter dem Stuhl, kritzelte zerstreut kleine Blumen und Vierecke auf das Blatt

und schrieb ihren Namen in verschiedenen kalligraphischen Schriftarten.

Kalligraphie war nur einer der unzähligen Kurse, die unsere liebe Frau Bengtsson im Lauf der Jahre besucht hatte, und wie in den meisten Dingen, mit denen sie sich beschäftigte, war sie darin sehr tüchtig geworden. Das kantige Gotisch und die zierlichen romantischen Schriften mochte sie am liebsten, und nach und nach füllte sie das ganze Blatt mit großen und kleinen Namenszügen. Sogar ein Name wie Bengtsson konnte in der richtigen Schrift stattlich aussehen, dachte sie und begann über ihren Grabstein nachzutrübeln. Vielleicht sollte sie für diesen auch ein Muster hinterlegen.

„Liebling?“

„Mmm.“

„Welche Schrift möchtest du auf unserem Grabstein? Dieselbe wie ich?“

„Ich weiß nicht, Liebling. Entscheide du, es wird sicher schön“, sagte Herr Bengtsson und las einen Artikel über den Fußballkönig Henrik Larsson.

So war Frau Bengtssons Leben, und sie war recht zufrieden damit.

Sie kritzelte noch eine Weile planlos weiter, bis sie schließlich doch den rosa Lippenstift auftrug und sich auf den Schoß ihres Mannes setzte, der nur zu gern die Zeitung beiseitelegte, in der sowieso nur deprimierende Sachen standen, und seine Frau ins Schlafzimmer trug, wo er nach sieben Minuten intensiver Liebe einschlief.

Weder vorher am Küchentisch noch nachher im Bett verschwendete Frau Bengtsson auch nur einen Gedanken an geistige Dinge. Ihr Erlebnis im Badezimmer war nun schon einige Tage her, doch sie war noch nicht so weit. Sie dachte an Schminke.

Aber um der kleinen Frau Gerechtigkeit zu tun: Dies war nur der Anfang.

Hätte sie tieferen Gedanken nachgehungen und wäre direkt zur Sache gekommen, hätte sogar der Schöpfer erstaunt eine Augenbraue hochgezogen. Auch wenn er in diesem Moment ihr einziger Verbündeter war. Frau Bengtsson hatte noch einen weiten Weg vor sich. Gott stand ihrer Gedankenwelt alles andere als nah, obwohl er als Einziger ganz sicher wusste, dass sie die Wahrheit sagte.

Zweiundachtzig Stunden vor der Siebenminutenummer war Frau Bengtsson gestorben.

Gleichwohl dachte sie ein paar Tage später, dass es in Ordnung gewesen wäre. Nicht der Tod selbst, aber wenigstens lagen bei seinem Eintritt alle Zierkissen sauber aufgeschüttelt und mit einem Knick in der Mitte versehen auf dem Sofa. Die Spüle glänzte, besonders der Ansatz des Wasserhahns, der sie an einen Phallus erinnerte, und just an jenem Morgen hatte sie frische Schnittblumen in die Vase gestellt. Wenn es wirklich aus gewesen wäre, hätte ihr Mann die Leiche in einem tadellosen Heim vorgefunden. Ganz, wie sie es gewollt hätte.

Es hätte schlimmer kommen können. Sie hätte stolpern und mit dem Kopf gegen den Marmortisch knallen können. Dann wäre sie halb unter dem Sideboard liegen geblieben, und wenn man ihre Leiche hervorgezogen hätte, wären vielleicht ein paar Staubmäuse zum Vorschein gekommen. Dort war nämlich ihre geheime Ecke, die sie nie putzte, aus dem einfachen Grund, dass das Staubsaugerkabel nur *fast* bis dorthin reichte, ohne dass sie den Stecker wechselte. Und wenn sie ihn umsteckte, war es leichter, einfach im Büro weiterzusaugen und auf die lächerliche Ecke zu pfeifen.

Nein, dachte Frau Bengtsson, es wäre nicht angemessen gewesen, dort zu sterben.

Andererseits wäre sie sehr dankbar, wenn sie beim nächsten Mal nicht wieder ertrinken müsste.

Der Dienstag, an dem dies geschehen war, war wie gesagt ein stinknormaler Tag. Das heißt, bis dahin. Nicht einmal Beggo, dem Briefträger (eigentlich hatte er einen sehr afrikanischen Namen, aber die Bewohner des pastellfarbenen Vororts von Myresjö hatten es in den drei Jahren seines treuen Dienstes nicht geschafft, ihn auszusprechen, also hatte er aufgegeben

und beließ es bei den ersten zwei Silben seines Vornamens), war etwas aufgefallen.

Wie immer hatte sie ihn ganz und gar lebendig am Briefkasten erwartet, als er, mit steifem Nacken, wie ein Wilder angerast kam. Das gelbe Postauto war sein ganzer Stolz, ebenso wie die Tatsache, dass er es fuhr.

Bei seiner Ankunft in Schweden hatte Beggo nicht die geringste Ahnung vom Autofahren gehabt; sein einziges Transportmittel in Tunesien war eine alte, klapprige Vespa gewesen, die er mit seinem Onkel geteilt hatte.

Dass er nur Vespa gefahren war, noch dazu in Tunesien, im Slalom zwischen Straße und Gehweg, oft gegen die Fahrtrichtung - sofern es möglich war, diese im Gewirr aus Eseln, Touristen, Souvenirständen, qualmenden Autos und Teeverkäufern mit großen Tragen auszumachen -, erschwerte es ungemein, Verkehrsregeln zu lernen und einen schwedischen Führerschein zu erlangen. Aber er hatte es geschafft, und hier kam er! Im Dienst des schwedischen Staates, wie er sich insgeheim ausmalte.

Beggo fühlte sich wie ein Agent, der verschlüsselte Befehle und Botschaften übergab. Jeden Tag dachte er sich kleine Geschichten mit den Lieblingspersonen auf seiner Runde aus. Er schickte sie auf geheime Missionen, ließ sie von gefährlichen Einsätzen zurückkehren oder überbrachte Informationen über zu liquidierende Personen. Manchen gab er sogar Codenamen. Mit kreischenden Bremsen hielt er vor dem Haus, jedoch nicht allzu heftig, um die Gelbe Gefahr zu schonen, wie er das Auto nannte. Wie immer knallte es, und eine schwarze Wolke stob aus dem Auspuff, als er den Zündschlüssel herumdrehte. Ein weißes, triumphierendes Grinsen zog sich über sein schwarzes Gesicht.

Frau Bengtsson war „Die Witwe“.

Beggo wusste wohl, dass es einen *Herrn* Bengtsson gab, manchmal wechselten sie sogar ein paar Worte miteinander, und eigentlich war sie auch viel zu jung für diesen Codenamen, aber genau das gefiel Beggo. Seine Version unserer Heldin hatte ihren Mann schon in jungen Jahren im Verlauf eines gemeinsamen

Spionageaktes verloren. Er war auf einer Tropeninsel auf tragische Weise entlarvt und erschossen worden, und die Witwe hatte nicht einmal Abschied nehmen können. Der Geheimauftrag hatte schwerer gewogen als die Liebe, und Beggo malte sich aus, wie sie Tag für Tag von Reue gepeinigt die letzten Sekunden ihres Mannes neu durchlebte.

Er hatte einen Bauchschuss abbekommen und im Sterben nach ihr gerufen, während sie Hals über Kopf geflüchtet war. Nun saß die hübsche Witwe verbittert zu Hause und wartete geduldig auf den Tag der Rache.

Eines Tages würde Beggo ihr den Befehl überbringen, auf den sie wartete.

Aber an jenem Dienstag wurde nichts daraus. Alles, was er für sie hatte, war ein Bündel Reklame und ein paar Versandkataloge, und mit denen konnte man nicht einmal phantasieren, weil sie nicht in braunen Umschlägen, sondern in dämlichen, durchsichtigen Plastiktüten steckten. Aber die Witwe gehörte zu den wenigen, die alles schätzten, was er brachte; außerdem war sie immer zu leicht bekleidet für das schwedische Wetter oder ihre Kleider lagen dafür, dass sie nur zu Hause war, viel zu eng an. Im Großen und Ganzen war diese Adresse also ein angenehmer Halt.

Wie gewöhnlich kam sie zur Tür hinaus, als sie die Gelbe Gefahr um die Ecke biegen sah, um die Post persönlich entgegenzunehmen.

Sie fragte, wie es ihm ging, und Beggo antwortete mit einem Akzent, der von Tag zu Tag geringer wurde: „Wie ein Fels im Sturm der Zeit. Du hast mein Herz berührt; ich hab' es gleich gespürt ...“

Im Grunde hatte er nur Probleme mit den Vokalen, er verwechselte bisweilen lange und kurze, so dass es wie „Fe-els“ klang.

Frau Bengtsson runzelte die Stirn und dachte kurz nach.

„Ich geb auf.“

„Helene. Du hast mein Herz berührt“, antwortete Beggo, der seine Sprachkenntnisse hauptsächlich über Schlagertexte erwarb, weil er die kommunalen Abendkurse viel zu steif und unpoetisch fand, aber die großen Romane noch nicht lesen konnte.

Sie summte vor sich hin. „Natürlich! Das hätte ich wissen müssen. Nimm ein älteres Lied nächstes Mal. Weißt du, ich werde langsam alt und kriege die neuen Hits nicht mehr so mit.“

Während sie dies sagte, strich sie ihren seidenen Morgenrock glatt, so dass sich der Ausschnitt vergrößerte.

„Bei mir bistu shejn.“ Er lachte.

„Das ist zu alt. Andrews Sisters“, kicherte die Witwe und nahm es doch als Kompliment.

„Ja, morgen suche ich ein anderes aus“, antwortete Beggo, überreichte ihr die Kataloge und fuhr etwas zu schnell an. Im Rückspiegel sah er eine schwarze Wolke zwischen sich und Frau Bengtsson, er grinste breit und stieg in die Eisen, weil er vor dem nächsten Haus angekommen war.

Beggo hatte völlig recht: Frau Bengtsson freute sich über fast alles, was mit der Post kam. Waren es Rechnungen oder ähnlich fades Zeug, legte sie das ungeöffnete Kuvert einfach auf die Computertastatur ihres Mannes. Er würde sich schon darum kümmern, wenn er heimkam.

Alles andere las sie bei einer Tasse Kaffee am Küchentisch. Ein paarmal im Monat freute sie sich ganz besonders, denn sie war Mitglied zweier Buchclubs und hatte außerdem drei Zeitschriften abonniert. Aber auch Reklame und Versandkataloge blätterte sie gewissenhaft durch.

Sie legte den Stapel auf den Tisch und stellte die Kaffeemaschine an. Es war kurz vor eins, und nach dem Lesen der Post musste sie nur noch Staub saugen, dann war alle Hausarbeit bis zur Zubereitung des Abendessens erledigt.

Genug Zeit für ein schönes Bad.

Und alles sah danach aus, dass es ein ganz gewöhnliches Dienstagsbad werden würde.

Nachdem sie eine Weile unschlüssig vor dem Bücherregal gestanden hatte und sich nicht zwischen Liza Marklunds letztem Machwerk und dem kleinen Ethikbüchlein des Dalai Lama entscheiden konnte, nahm sie der Einfachheit halber, und weil sie nackt war und fror, die neueste Ausgabe der *Haus und Heim* mit ins Badezimmer.

Das Wasser war siedend heiß, als sie hineinstieg, das Ergebnis langjähriger Erfahrung. Sie liebte es, im Bad zu lesen, und bei dieser Temperatur konnte sie sich eine halbe Stunde in die Lektüre vertiefen und bewahrte sich trotzdem noch eine angenehme Temperatur zum Haare waschen. Vielleicht sollte sie heute auch die Massagedüsen einschalten, obwohl sie so einen fürchterlichen Lärm machten.

Das Wasser duftete herrlich nach dem Badesalz, das sie vor drei Jahren in einer Hotelboutique in Kairo gekauft hatte. Eine phantastische Reise übrigens, die sie zu monatelanger intensiver Lektüre über das alte Ägypten und seine Götter, Mythen und Symbole angeregt hatte.

Frau Bengtsson planschte vergnügt und stellte zufrieden fest, dass sogar die Shampooflaschen zu den Handtüchern und dem Duschvorhang passten. Ja, selbst die Seife hatte sie aufgrund ihrer Farbe ausgesucht, denn sie nahm ihre Rolle als Hausfrau ernst. Die Ecke unter dem Sideboard war wohl die Ausnahme, welche die Regel bestätigte.

Sie blieb zu Hause, was sie in den Augen vieler moderner Frauen zu einer Aussätzigen machte, aber sie tat es mit Bravour. Und ihr Fünfigerjahredasein war keineswegs bedrückend oder verdummend. Nein. Neben ihrer Tätigkeit als Hausfrau

beschäftigte sich Frau Bengtsson in allerlei Kursen und Studienzirkeln, und sie las alles von Jackie Collins bis Goethe. Es bereitete ihr keinerlei Stress, ein Heim in Ordnung zu halten, ihren Mann in jeder Hinsicht zu verwöhnen und trotzdem noch Zeit für geistige Tiefsinnigkeiten zu finden. Herr und Frau Bengtsson waren nämlich kinderlos.

Nicht, dass sie es so gewollt hätten. Sie hatten es nur aufgeschoben. Irgendwie hatten die Umstände nie hundertprozentig gestimmt, weder ökonomisch noch was die Wohnsituation betraf, und sie beschlossen zu warten.

Als Herr Bengtsson dann endlich zum Verkaufsleiter der Automobilfirma befördert wurde und sein Verdienst das Haus in Myresjö unterhalten und seinen Berechnungen zufolge - die immer sehr genau waren - den Bedarf eines kleinen Kindes decken konnte, stellte sich heraus, dass es zu spät war.

Frau Bengtsson war sechsunddreißig, als sie anfangen, es zu versuchen, und ihr Fortpflanzungsvermögen - das noch nie das beste gewesen war, wie sie von dem netten Arzt erfuhr, den sie nach einem Jahr fruchtloser Versuche konsultierten - war verkümmert.

Aber unsere beiden Eigenheimbewohner waren nicht verrückt nach Kindern.

Herr Bengtsson nahm die Diagnose, dass die Familie auf natürlichem Wege keinen Zuwachs bekommen würde, besonnen auf, und auch Frau Bengtsson akzeptierte ihr Schicksal auf Anhieb. Sie fanden sich damit ab, und nach außen hin taten sie, als sei es ihre eigene Entscheidung. Würdevoll und vernünftig.

Hin und wieder erwogen die Eheleute eine Adoption. Sie waren sich einig, dass es eine denkbare Alternative wäre, irgendwann in der Zukunft. Und schoben auch dies fürs Erste auf.

Frau Bengtsson hatte also Zeit.

Zeit, um in Ruhe aufzuräumen, allerlei spannende Rezepte auszuprobieren, sich für ihren Mann schön zu machen, täglich ausgiebig die Post zu lesen, an Abendkursen teilzunehmen, fernzusehen, mit Freundinnen Kaffee zu trinken und zu lesen.

Sie hatte auch viel Zeit, um sich zu fragen, warum es sie so wenig bekümmerte, dass sie nicht Mutter werden konnte.

Manchmal hatte sie so viel Zeit, dass sie versuchte, sich darüber aufzuregen. Dann setzte sie sich pathetisch an den Küchentisch, fest entschlossen, ihre verschrumpelte Gebärmutter zu beweinen, aber mehr als ein bisschen Trübsal kam nie dabei heraus. Wenn die angemessene Trauerzeit verstrichen war, schenkte sie sich ein Glas kalifornischen Weißwein ein und setzte ihre Arbeit fort oder las ein Buch.

Sie las viel, Herr Bengtssons Frau. Aber sie fühlte nicht den Drang, etwas aus ihrer Belesenheit zu machen oder gar damit anzugeben. Vielleicht wusste sie gar nicht, was sie damit anfangen sollte. Sie war einfach nur zufrieden mit ihrem gesammelten Wissen, und auf Festen war sie beliebt und geschätzt, weil sie über fast alle Themen parlieren konnte. Sie war sich nicht zu fein, um das Schicksal irgendwelcher Hollywood-Schauspielerinnen zu diskutieren, und im nächsten Moment redete sie über den armen jungen Werther und seine Leiden. Es lag ihr fern, nur aus Geltungssucht über sogenannte anspruchsvolle Dinge zu reden oder mit Fremdwörtern um sich zu werfen. Nein, sie mochte es lieber schlicht und hübsch.

Genau so war ihr Heim, schlicht, hübsch und tadellos.

Herr Bengtsson wusste es zu schätzen, wie sie den Haushalt führte und sein Essen kochte. Im Großen und Ganzen war er ein liebevoller Ehemann, der ihr in regelmäßigen Abständen seine Wertschätzung zeigte, freilich auf moderate, angemessene Weise.

Kurz nachdem nun diese einfache, aber belesene Hausfrau einen Artikel über schwedische Einrichtungstrends gelesen hatte und sich vor Grausen über das Comeback der Medaillontapete geschüttelt hatte, geschah es, dass sie starb.

Wie war das möglich?

Nun.

Sie hatte die Haare zweimal gründlich gewaschen, Balsam in die Spitzen einmassiert und sie zu einem Dutt hochgesteckt, um den

Balsam einwirken zu lassen. Dann schaltete sie die Massagedüsen ein. So weit, so gut.

Genau genommen war es keine echte Massage, aber wenn man schon so viel Geld ausgegeben hatte, damit die Badewanne einem das Fleisch weichklopfte, dann musste man sich dieser Prozedur auch ab und zu aussetzen, dachte sie.

Nach ein paar Minuten wollte sie den Balsam ausspülen, und hier beging Frau Bengtsson den Fehler, der sie das Leben kostete: Sie schaltete die Massagedüsen nicht ab, bevor sie den Kopf eintauchte.

Was dann geschah wäre sicher die aussichtsreiche Grundlage einer lukrativen Klage gegen den chinesischen Badewannenhersteller.

Das Ansaugventil, das die sechs Massagedüsen mit Badewasser speiste, saß nicht am oberen Wannenrand wie bei den meisten Systemen. Es saß am ganz und gar falschen Ort, nämlich am Boden, noch dazu am Kopfende. Und es saugte gierig - allzu gierig, wie sie an dem Höllenlärm hätte erkennen können. Natürlich hatte sie schon tausendmal in dieser Wanne gebadet, aber nie hatte sie ihr Haar bei eingeschalteten Massagedüsen ins Wasser getaucht.

Manche ahnen vielleicht, was als Nächstes geschah.

Sie hatte tief eingeatmet und war untergetaucht.

Sie lag vollständig unter Wasser, wo der Motor noch lauter dröhnte. So musste sich ein Kleidungsstück in der Waschmaschine fühlen.

Sie fuhr sich durchs Haar und dachte sich nichts dabei, dass es nicht wie gewöhnlich an die Oberfläche schwebte. Warum hätte sie auch sollen?

Langsam ging die Luft in ihren Lungen zur Neige, und sie spannte die Bauchmuskeln an, um sich aufzusetzen, stellte aber im selben Augenblick fest, dass sie den Kopf nicht heben konnte. Er lag wie festgewachsen am Boden der Wanne, und die zwanzig Zentimeter Wasser, die sie von dem Element trennten,

das sie immer dringender brauchte, hätten ebenso gut ein ganzes Meer sein können.

Panik ergriff sie, und sie zog an ihren Haaren, aber es half nichts. Sie hatten sich fest in dem kleinen Gitter verfangen; nicht nur eine Strähne, die man ausreißen konnte, sondern die gesamte mahagonifarbene Haarpracht, in voller Länge.

Der Druck in ihren Lungen stieg, und sie warf sich hin und her, bis das Wasser über den Wannenrand schwappte. Vielleicht konnte sie auf diese Weise genug Wasser aus der Wanne befördern? Rhythmisch bewegte sie Unterkörper und Beine, um so große Wellen wie möglich zu verursachen, während ihr Körper von innen heraus versuchte, den Mund zu öffnen. Zu atmen.

O Gott o Gott o Gott ...

Schließlich konnte sie nicht länger die Luft anhalten.

Das Badezimmer war überschwemmt. Aber nicht genug.

Wie ein Wal blies die Hausfrau eine Fontäne in die Luft; zwischen ihr und ihrem nächsten Atemzug waren immer noch fünf Zentimeter Flüssigkeit.

Sie atmete Wasser ein.

Und weil Gott Frau Bengtsson nicht anders als andere Menschen geschaffen hatte, war es ein ziemlich dummes Unterfangen, Wasser einzuatmen. Aber so sind wir Menschen: Wenn wir im Sterben liegen, atmen wir alles Mögliche ein und hoffen, dass es funktioniert. Doch es funktionierte nicht.

Frau Bengtssons Lungen füllten sich erbarmungslos mit Wasser und Shampoo. Sie konnte nicht einmal husten. Aber sie versuchte es. Sie atmete ein weiteres Mal ein, um das Wasser herauszuhusten, was natürlich dazu führte, das noch mehr Wasser in ihre Lungen strömte. Kleine rote Wirbel stiegen von ihrem Hinterkopf auf. Im Kampf ums Überleben zuckte Frau Bengtsson so heftig, dass sie sich einzelne Haarsträhnen ausriss und stellenweise selbst skalpierte. Es half nichts.

Ihre Hände griffen nach allem, was sie fassen konnten, und rissen den Duschvorhang von der Stange. Ihre Beine strampelten und kickten die ordentlich am Fußende aufgereihten Flaschen

quer durchs Bad. Die feine Glasflasche mit dem Badesalz aus Kairo zersplitterte am Boden, wo das Wasser gierig knisternd jedes Korn aufsaugte. Frau Bengtsson spuckte und prustete Wasser, sah und hörte nur Wasser und atmete immer mehr davon ein.

Nach und nach fuchtelten ihre Arme und strampelten ihre Beine nicht mehr.

Es wurde schwarz. Alles war still.

Als die Wellen sich gelegt hatten, hatte Frau Bengtsson neunzehn der zwanzig Zentimeter fortgekämpft. Nicht genug. Die Massagestrahlen wirbelten weiter gegen ihr totes Fleisch.

Sie schwebte nicht über ihrem Körper. Flog nicht mit Schallgeschwindigkeit durch einen Tunnel. Sah weder ihre Mutter noch den Hund, den sie als Kind besessen hatte, am Ende des Tunnels. Nein, dies war keine Nahtoderfahrung. Es war der Tod.

Wenn Menschen sterben, rufen sie fast immer Gott an. Nicht unbedingt den christlichen, aber das Wort „Gott“ gehört meist zu ihren letzten. *O Gott o Gott o Gott* war also nichts Ungewöhnliches, nichts, was Unseren Herrn aufschrecken würde, obwohl es ja meist in Panik ausgerufen wurde. Angstschreie, Röcheln und Flehen gehören für ihn zum Alltag, sie sind wie Fahrstuhlmusik in seinen Ohren.

Aber manchmal geschieht es, dass Gott einen Plan hat. Oder dass er seine Aufmerksamkeit zufällig einem Menschen widmet, der gerade auf eine andere Weise zu Tode kommt, als es Unser Herr vorgesehen hat. Die Menschen neigen nun einmal dazu, alles zu vermässeln.

Er ist ihnen nicht böse deswegen. Manchmal lässt er es einfach geschehen. Er weiß ja, dass es nicht so schlimm ist.

Aber manchmal, wenn sich eines seiner Abbilder besonders dumm anstellt und stirbt, tut es auch dem Herrn leid.

Manchmal tut es ihm so leid, dass er die Ereignisse zurückspult.

Auf manche von uns ist der Herr auch richtig neugierig. Dann will er wissen, was wir aus unserem freien Willen machen. Manche von uns sind Gottes privater Krimi, und ein Krimi wäre kaum spannend, wenn er mitten im Satz aufhört.

Frau Bengtsson war so eine Geschichte für Gott. Und nicht nur das. Sie hatte das unglaubliche Glück, dass Gott genau in diesem Moment in ihr las, um sich ein wenig zu zerstreuen.

Er schlug die Seite auf, auf der sich die Wellen gerade gelegt hatten und man nichts mehr außer den Massagedüsen und dem leise knisternden Badesalz hörte.

O nein, dachte Gott. Wie dumm!

Liebe kleine Freundin. Mein kleines, zerbrechliches Lamm ... du kleines, herrliches Geschöpf, es soll noch nicht zu Ende sein. Jedenfalls nicht so.

Und Gott griff ein.

Am Boden der Wanne hob sich plötzlich wie von selbst der Stöpsel und das Wasser lief ab. Gleichzeitig schalteten sich die Massagedüsen aus und es wurde still im Badezimmer.

Es dauerte sechsdreißig Sekunden, bis die Wanne leer war.

Dann, als hätte man ihm Leben eingehaucht, als bestünde es aus Muskeln, wand sich Frau Bengtssons Haar wie ein Schlangennest. Es schlang sich rückwärts aus dem Ventil heraus. Gott spulte alle Bewegungen des Haares zurück, so dass auch die Wunden an den Haarwurzeln wieder zuwuchsen.

Dies dauerte eine Sekunde.

Arme, kleine, geliebte Kreatur. Oi, oi, oi. Wie dumm!

Dann öffnete der Herr den Mund und flüsterte dem toten Körper etwas ein. Überall im Himmel konnte man es als sanften Gottessauch vernehmen, und die Engel seufzten vor Freude, als der lebensspendende Wind sie streichelte.

In Frau Bengtssons Viertel fielen ein paar Ziegel von den Dächern und Mülltonnen stürzten um und rollten die Straße hinab.

Zu stark und zu kurz war der Windstoß, als dass ein menschliches Ohr das eine Wort erfasst hätte, das er mit sich trug. Das Gotteswort bahnte sich seinen Weg durch das Badfenster in ihren Mund und in jede Faser ihres Körpers.

Lebe!

Es dauerte eine Sekunde.

Die Hausfrau begann zu zittern, drehte sich auf die Seite und prustete das Wasser, das sie eingeatmet hatte, in einem einzigen Strahl heraus.

Frau Bengtsson war genau achtunddreißig Sekunden lang tot gewesen. Eine Sekunde für jedes Jahr ihres Lebens.

Herrgott!, dachte Frau Bengtsson.

Ja, bitte schön, dachte Gott und ließ sie allein. Schlug ein neues Buch auf.

Mit zitternden Gliedern drehte sie sich auf den Bauch und erhob sich langsam auf die Knie. Es sah aus, als würde sie beten, aber Frau Bengtsson empfand keine religiöse Dankbarkeit. Wenn sie „Herrgott“ dachte, war dies keine Anrede, sondern nur eine Floskel, ein Kraftausdruck, der seine eigentliche Bedeutung verloren hatte.

Ich bin ertrunken!

Diese Feststellung dagegen hatte umso mehr Bedeutung für die zitternde Frau, die in der Wanne kniete. Dies waren keine leeren Worte, sondern die nackte, entsetzliche Wahrheit.

Sobald sie das Bewusstsein wiedererlangt hatte, war Frau Bengtsson klar, dass sie wahrhaftig gestorben war. Sie fuhr sich durch die Haare und massierte die Kopfhaut, aber es tat nicht einmal weh. Sie sah ihre Hände an und erwartete, dass sie blutverschmiert waren, aber sie waren rein und dufteten nach Balsam. Auch an dem schicksalsschweren Ventil war nicht eine Spur von Blut.

Mit gerunzelter Stirn begann sie, ihr Haar auszuspülen.

Wie war ihr geschehen?

Sie meinte nicht den Tod. Wie dieser gekommen war, würde sie wohl nie vergessen. Aber wie war ihr im *Leben* geschehen? In jenem Leben, dass sie nun offenbar behalten durfte? Sie spülte und spülte und grübelte und grübelte, bis das Wasser kalt wurde und sie fast dreihundert Liter Warmwasser fortgegrübelt hatte.

Dann sah sie die Überreste des ägyptischen Badesalzes und den abgerissenen Duschvorhang, und sofort übernahm der Hausfrauenautopilot ihre Gedanken.

Frau Bengtsson verließ das Bad; sie verließ ihren Tod, um aufzuräumen.

Als ihr Mann an diesem Abend nach Hause kam, erklärte er seiner lieben Frau, warum sie sich irren musste, denn sie war ja ganz offensichtlich nicht gestorben. Er nahm sie in die Arme und tröstete sie. Welch unheimliches Erlebnis. Aber gestorben? Nein, unmöglich. Sie lebte doch.

Vielleicht war sie kurz ohnmächtig gewesen. Allerhöchstens. Natürlich, das war fürchterlich. Er versuchte, sie zu beruhigen, versprach, das kostbare Badesalz über das Internet zu besorgen. Er streichelte und liebte sie und war selbstverständlich froh, dass er recht hatte.

Um auf Nummer sicher zu gehen, setzte er die Massagefunktion noch am selben Abend außer Kraft, während seine Frau ein einfaches Abendessen zubereitete, schockiert, wie sie war.

Luxus oder nicht, verrückte Frau oder nicht, auf jeden Fall bestand das Risiko, dass man sich in diesem Ansaugventil verhedderte, und das konnte er nicht hinnehmen. Er kümmerte sich um seine geliebte Frau und wusste sich zu helfen. Er rückte die Wanne von der Wand, schraubte die Kupplungsdose auf und zog den Stecker heraus. Frau Bengtsson steckte den Kopf zur Tür hinein, sah, was er tat, und war zu Tränen gerührt. *Trotz allem*, dachte sie.

Es dauerte nur wenige Minuten, bis Herr Bengtsson die Wanne wieder an die Wand schob und zufrieden konstatierte, dass er seine Rolle als Beschützer erfüllt hatte.

Er hatte seine geliebte kleine Frau nicht verloren und würde dies auch nicht tun, jedenfalls nicht wegen einer lausigen, fehlkonstruierten Massagewanne aus China.

Die achtunddreißig Sekunden existierten für ihn nicht, es war völlig unmöglich. Er ignorierte sie, nahm ihnen den Schrecken und ließ seine Frau mit ihrer Erfahrung allein.

Der Tod begann sie zu scheiden, gewissermaßen.

Am Mittwoch fiel Frau Bengtsson auf, dass sie keine einzige Träne über ihren eigenen Tod vergossen hatte, und sie fragte sich, ob sie vielleicht gefühllos sei. Nachdem sie die Post gelesen hatte, blieb sie am Küchentisch sitzen in der Absicht, dies nachzuholen. Mit aller Kraft versuchte sie, die Tränen zu verdrücken, die sie menschlicher machen sollten.

Ohne Erfolg.

Ich stehe bestimmt noch unter Schock, beschloss sie nach zwanzig Minuten, als sie bemerkte, dass ihre Gedanken abschweiften, zu so banalen Dinge wie den Rasen des Nachbarn von schräg gegenüber. Dort wohnte ein älterer Herr namens Rubin, aber Alter hin, Alter her, konnte er nicht wenigstens einmal im Monat seinen Vorgarten mähen oder für ein paar Kronen die Nachbarskinder dazu anheuern? Das war man seinen Nachbarn doch schuldig!

Sie sah, wie der Löwenzahn von gegenüber zum Angriff blies. Ein Teil der Blüten war schon weiß und flauschig, bald würden sie ihre Abkömmlinge mit dem Wind auf ihre wohlgehütete Straßenseite schicken. Das Ehepaar Bengtsson war mächtig stolz auf seinen dichten, millimetergenau gestutzten Rasenteppich. Vielleicht könnte ihr Mann am Wochenende ein Wörtchen mit Herrn Rubin wechseln.

Ja, es lag wohl am Schock.

Frau Bengtsson verdrängte die Furcht vor Herrn Rubins Unkraut und holte den Staubsauger. Schließlich hatte sie viel zu tun, und es blieb ihr ja der ganze Donnerstag, um die erlösenden Tränen herauszupressen.

Frau Bengtsson war eine pragmatische Frau.

Freilich zerbrach sie sich am Donnerstag lange den Kopf darüber, was geschehen war oder was hätte geschehen können, wenn sie nicht wieder aufgewacht wäre, aber die Tränen blieben weiterhin aus. Stattdessen stellte sie allerlei praktische Überlegungen an, die sie - wie erwähnt - am Freitag ihrem Mann mitteilte. Dieser war übrigens schnell über das Ereignis hinweggekommen. Seine Frau hatte offensichtlich keinen Schaden genommen. Hätte sie Tränen der Verzweiflung vergossen, er hätte eingestimmt (auf angemessene Weise, versteht sich). Aber sie war rasch zu ihrer Routine zurückgekehrt, und dabei wollte er sie nicht stören. Herr Bengtsson war froh, dass ihm weitere Aufregung erspart blieb. Sein Heim verkam nicht, seine Ehefrau auch nicht, und er hatte die Bedrohung, die von den Massagedüsen ausging, abgewendet.

Weil alles im Haushalt seinen gewohnten Lauf nahm, verschwand das Ereignis rasch aus seinem Bewusstsein.

Die Gedanken, die seine Frau am Freitag mit ihm geteilt hatte, über Leichenschminke und Grabsteinlayout, wertete er nach kurzer Bedenkzeit als Ausdruck ihres gesunden Menschenverstandes. In ihrem Alter und nach so vielen Jahren der Ehe konnte es nicht schaden, offen und abgeklärt über solche Dinge zu reden.

Allerdings nicht an einem Freitagabend. Nicht mitten in der Lektüre der Sportbeilage. Zumal seine Frau nicht eine Träne vergossen hatte, sondern einfach mit diesen Fragen angekommen war, als wären sie eine Art Hausaufgabe aus einem ihrer Abendkurse. Und wenn das so war, konnte es auch warten.

Nachdem sie eine Weile in der Küche herumhantiert hatte, kam Frau Bengtsson zurück und setzte sich auf den Schoß ihres Mannes, mit dem sexy Lippenstift auf den Lippen.

Gut so.

Am Samstag, nach dem Abendessen im Kerzenschein (Hummerschwänze in Pernodsoße mit Kartoffelgratin) - bei dem das Ereignis des vergangenen Dienstags mit keinem Wort erwähnt wurde - ,

bekräftigten sie ihre Liebe ein weiteres Mal körperlich. Fast vierzig Minuten lang anstatt sieben.

Es war schließlich Samstag.

Was war das für ein Plan, den Frau Bengtsson da schmiedete? Der den Engel mit dem Kosenamen „Nr. 1“ so erschreckte, dass er Gott mitten in einem Schöpfungsakt störte?

Nun, als Mitglied der Himmlischen Heerscharen war Nr. 1 mit Recht empört, und in der Tat war der Plan höchst gotteslästerlich, wie er es ausdrückte.

Aber es sollte noch etwas dauern, bis er Gestalt annehmen und von Frau Bengtsson gebilligt würde. Der Weg dorthin war weit, und unsere Hausfrau ahnte noch nichts. Ihre spirituelle Erweckung begann mit allgemeinen, neutralen Überlegungen. Mit Neugier. Vielleicht sogar mit zärtlichen Gedanken.

Ihr Hass auf Gott begann in kleinen, zaghaften Schritten.

Am Sonntag.

Wie unschicklich.